

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe und des Stadt- und Kreismuseums Westprignitz in Perleberg 1913

1 (1913)

Mitteilungen

des

Vereins zur Förderung der Heimatsforschung und des Heimat-
museums für die Prignitz in Heiligengrabe.

Nr. 1

1913



Germanisches Hügelgrab um 1000 v. Chr.

Heimatverein
Derleberg

Dort ist der Ofen, dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne und in ihrem Mund
Ein wildes Herz, zerstäubt zu Aschenflocken.
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Annette Droste-Hülshoff.



An unsere Mitglieder!

Mit dem vorliegenden Heft beginnen unsere Mitteilungen. Sie sind so berechnet, daß sie am Schluß des Jahres in einen Umschlag zusammen gebunden werden können. Umschläge von starkem, grauen Papier, derselben Sorte wie die Mitgliedskarte, können von der Museumsverwaltung zum Preise von 30 Pfg. bezogen werden. Anmeldungen dazu bis 1. November erbeten. Um aber die Hefte in der gleichen Art, was Abbildungen und Inhalt betrifft, weiterführen zu können, ist die Mitarbeit aller Kreise erforderlich. Ich bitte jeden, der etwas mitzuteilen weiß über die Vergangenheit und Naturdenkmalspflege in unserer Heimat, der Museumsverwaltung Mitteilung zu machen. Druckfertige Manuskripte werden jederzeit angenommen. Um aber auch die großen Aufgaben der Heimat-

forschung, die uns noch bevorstehen, ausführen zu können, ist es nötig, daß unsere Mitgliederzahl vermehrt wird. Ich bitte deshalb alle dringend, auf ihre Kreise zu wirken und neue Mitglieder anzuwerben. Nur durch Aufbringen von Geldmitteln ist es möglich, unsere so groß begonnene Arbeit fortzusetzen zum Segen unserer Heimat. Den Rang, den unser so junges Museum (4 Jahre) durch seine Arbeiten in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, wollen wir behaupten, und durch unser Zusammenwirken mit der Bevölkerung ist unsere Heimat in der Lage, ein Vorbild zu geben unserem Vaterlande. Ich freue mich auch, mitteilen zu können, daß sämtliche Rittergutsbesitzer ihren Jahresbeitrag auf 10 Mark festgesetzt haben.

Paul Cuente,

Leiter des Heimatmuseums in Heiligengrabe.



Unser Heimatmuseum.

Von A. v. Auerswald.

Das alte Kloster zu Heiligengrabe, das seit Jahrhunderten eine Stätte christlicher Liebestätigkeit ist, und das auch bei seiner Umwandlung in ein evangelisches Stift diesen Charakter nicht verloren hat, ist seit etwa drei Jahren zu einer Art Wallfahrtsort für die ganze Prignitz geworden. Ein beliebter Ausflugsort ist es freilich immer gewesen; daß aber allein in einer Woche, den Sonntag nicht mitgerechnet, über 350 Menschen es besucht haben, mag nicht vorgekommen sein seit jenen Zeiten, als in der Blutkapelle an den Gläubigen Zeichen und Wunder geschahen.

Jetzt geschieht an den Besuchern kein Wunder, sondern sie sind selbst ein Wunder, vor allem für die, die es verlernt haben, an ideale Momente in unserem Volksleben zu glauben, denn das, was die Schritte der Leute hierher lenkt, was an Sonntagen ganze Scharen von Ausflüglern zu uns bringt, ist mit keinerlei materiellen Interessen für die Kommenden verbunden. Was ihnen hier geboten wird, und was sie mit solchem Verlangen aufsuchen, ist geistige Nahrung. Sie kommen, um sich das Heiligengraber Prignitzmuseum zu betrachten.

Das Heiligengraber Prignitz-Museum ist eine Schöpfung jüngsten Datums. Vor vier Jahren bestand nur eine kleine Privatsammlung, die durch die Güte der Abtissin in unbenutzten, alttümlich gewölbten Räumen des Klosters untergebracht und der allgemeinen Besichtigung zugänglich wurde. Heute füllt das Museum zehn Räume, drei neue werden in diesem Sommer ausgebaut. Die Sammlung, die vorwiegend prähistorischen Charakter trägt, ist vorzüglich geordnet. Ein Raum ist für die Steinzeit bestimmt, drei gehören der Bronze- und Eisenzeit, zwei dem Mittelalter, und in vier ferneren ist das dem Museum angegliederte Naturalien-Kabinett untergebracht. Besonders reich ist die Bronzezeit vertreten. Mehrere Urnenfriedhöfe sind in der Prignitz von dem Museumsleiter sachgemäß ausgegraben, und die Funde sind übersichtlich, mit Plänen und ausführlichen Erklärungen versehen, aufgestellt. Ueberhaupt ist überall für einfache, deutliche Bezeichnung der Gegenstände und für eine kurze Charakteristik der verschiedenen Kulturperioden gesorgt. Das Naturalien-Kabinett enthält eine schöne Sammlung von Vogeleiern, ausgestopfte Vögel, eine sehr reiche, gut geordnete Steinsammlung und interessante Versteinerungen.

Das sind die Sehenswürdigkeiten, die die Besucher herbeilocken, zu denen viele nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen kommen, mit immer wachsender Freude, mit immer wachsendem Verständnis. Es ist interessant, zu sehen, aus

welchen Bevölkerungsschichten sich diese Besucher rekrutieren. In dem Museum liegt ein Buch aus, in dem sie nach beendetem Rundgang sich einschreiben. Da finden wir Bauern, Arbeiter, Handwerker, Lehrer, Schulen in großen Mengen, Vereine aus kleinen Städten, Büdner, Altsitzer; ganz selten nur, daß ein Tourist von Berlin oder anderen großen Städten dazwischen verzeichnet ist.

Alle diese Besucher sind wertvolle, ja ganz unerseßliche Mitarbeiter des Heiligengraber Prignitz-Museums. Seine reiche und zum Teil wahrhaft wertvolle Sammlung besteht fast ausschließlich aus den freiwillig dargebrachten Geschenken der Prignitzer, und zwar aus denen von Bauern, Knechten, Büdnern, Schulkindern, neben deren Gaben die von Lehrern, Pastoren und Gutsbesitzern nur einen geringen Bruchteil bilden.

Spärlich floß im Anfang diese Gabenquelle. Das Auge der Leute mußte erst an den ausgestellten Gegenständen geübt werden, sie mußten erst erkennen lernen, was im Sinne des Museums noch Wert besaß. Heute vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Gaben irgendwelcher Art einlaufen, und wie oft hört man die bedauernden Worte: „Ja, wenn wir das vor Jahren gewußt hätten! Aber damals haben wir der Urne oder den Bronzefunden keinen Wert beigelegt. Da haben wir es eben weggeworfen.“

Es ist verständlich, daß gerade für die vorgeschichtliche Abteilung die Mitarbeit von Bauern, Knechten und Kleinbesitzern ungemein wichtig ist. Wie werden denn Urnensfelder entdeckt? In den meisten Fällen dadurch, daß durch den Pflug Scherben an die Oberfläche gebracht werden. Meist sehen dann die Leute nach, ob Gold in den alten „Bötten“ wäre. Finden sie keins, so zerschlugen sie die Urnen und warfen sie fort. Welche Werte damit der wissenschaftlichen Forschung entzogen wurden, ist leicht ersichtlich. In der Prignitz wird, soweit die Einflußsphäre des Heiligengraber Museums reicht, so etwas nicht mehr vorkommen. Jeder derartige Fund wird einfach an die Museumsleitung gemeldet. Die Leute sind eben stolz darauf, zum Gedeihen „ihres“ Museums etwas beitragen zu können. In jeder erdenklichen Weise suchen sie die Ausgrabung zu erleichtern und folgen ihr mit größtem Interesse und verständnisvollen Fragen.

Ist der Fund dann geborgen, so werden die Geber nicht veräumen, sobald wie möglich in das Museum zu kommen, um dort ihre Sachen aufgestellt zu sehen. Die Zeit brauchen sie nicht sorgfältig zu wählen, denn das Museum ist Tag für Tag vom Morgen bis zum Dunkelwerden unentgeltlich geöffnet, auch an Sonntagen, ausgenommen die Kirchstunde, und eine alte Beschließerin, die das allmähliche Wachsen des Museums miterlebt hat und beinahe jedes Stück kennt, führt sie herum und erklärt ihnen alles. Sind Vereine und Schüler angemeldet, so wird die Führung oft vom Museumsleiter oder anderen, mit allem Wissenswerten gut vertrauten Persönlichkeiten übernommen, so daß es für die Besucher nie an reicher Anregung fehlt.

Dazu kommt noch, daß der Leiter des Museums im Winter in zahlreichen Dörfern, kleinen Städten Vorträge hält und den Hörern dabei in großen Zügen, mit Anschauungsmaterial aus dem Museum, die Geschichte ihrer Heimat schildert. Denn das Heiligengraber Prignitz-Museum will ein Heimatmuseum im echten Sinne des Wortes sein. Es ist erstaunlich, durch die Mitarbeit aller Prignitzer zu erfahren, daß kaum ein Dorf existiert, an dem nicht große Urnenfriedhöfe Zeugnis davon ablegen, daß schon in Urzeiten menschliche Siedlungen hier bestanden. Noch wichtiger aber ist es, denen, die nun an dieser Stätte wohnen, davon Bericht zu geben, ihnen von der Geschichte ihres Bodens zu erzählen, so daß sie ein neues, vertieftes Verhältnis dazu gewinnen. Weit wertvoller ist es, Brücken zu schlagen von unserer Landbevölkerung zu ihren Vorfahren, sie erkennen zu lehren, wie die Menschen jener Zeit gelebt haben, wie ihre Häuser, ihre Geräte, ihre Kleider beschaffen waren; denn die Zeugen jener Zeiten wachsen ihnen aus ihrem eigenen Boden entgegen. Das sind Dinge, die sie greifen können und von denen ihnen auch noch der Nachhall alter Sagen spricht.

Wer es versteht, das wieder lebendig zu machen, an diesen konkreten Dingen die Geschichte des Landes und des Volkes zu verdeutlichen, der wird das dankbarste Publikum finden. Unsere für schwerfällig geltende Landbevölkerung, zu der auch die Bewohner unserer Ackerbürgerstädte zu rechnen sind, scheut weder weite Wege noch Fahrten, um dies ihrer Heimat entwachsene, von ihrem Heimatfönn getragene Museum kennen zu lernen; unsere als zäh verschrienen Bauern, die den Taler im Saß zu ehren wissen, haben eine offene Hand und einen freudigen Geberfönn, wo es das Museum gilt.

Das sind Zeichen und Wunder. Wer ländliche Verhältnisse kennt, wird dies zugeben. Aber er wird vielleicht auch darüber nachdenken, aus welchen verborgenen Quellen diese Zeichen und Wunder fließen. Schafft der Landbevölkerung einen Interessentkreis, der ihr verständlich und ihren Verhältnissen entsprungen ist, lehrt sie, mitzuarbeiten an einem Werk von allgemeiner Bedeutung, so daß sie es als das ihre betrachten kann, zeigt ihr, daß dies Werk durch sie und für sie geschaffen wird, dann treibt ihr Heimatpflege, wie sie einfacher und wirksamer nicht gedacht werden kann.

Die Kräfte und Interessen schlummern, sie wollen nur geweckt werden, dann entfalten sie sich freudig. Das Heimatmuseum ist ein Mittel dazu. Solch ein Heimatmuseum ist aber heute noch eine Aufgabe. Auf welchem Wege diese Aufgabe gelöst zu werden vermag, zeigen die Erfolge unseres Heiligengraber Prignitz-Museums.

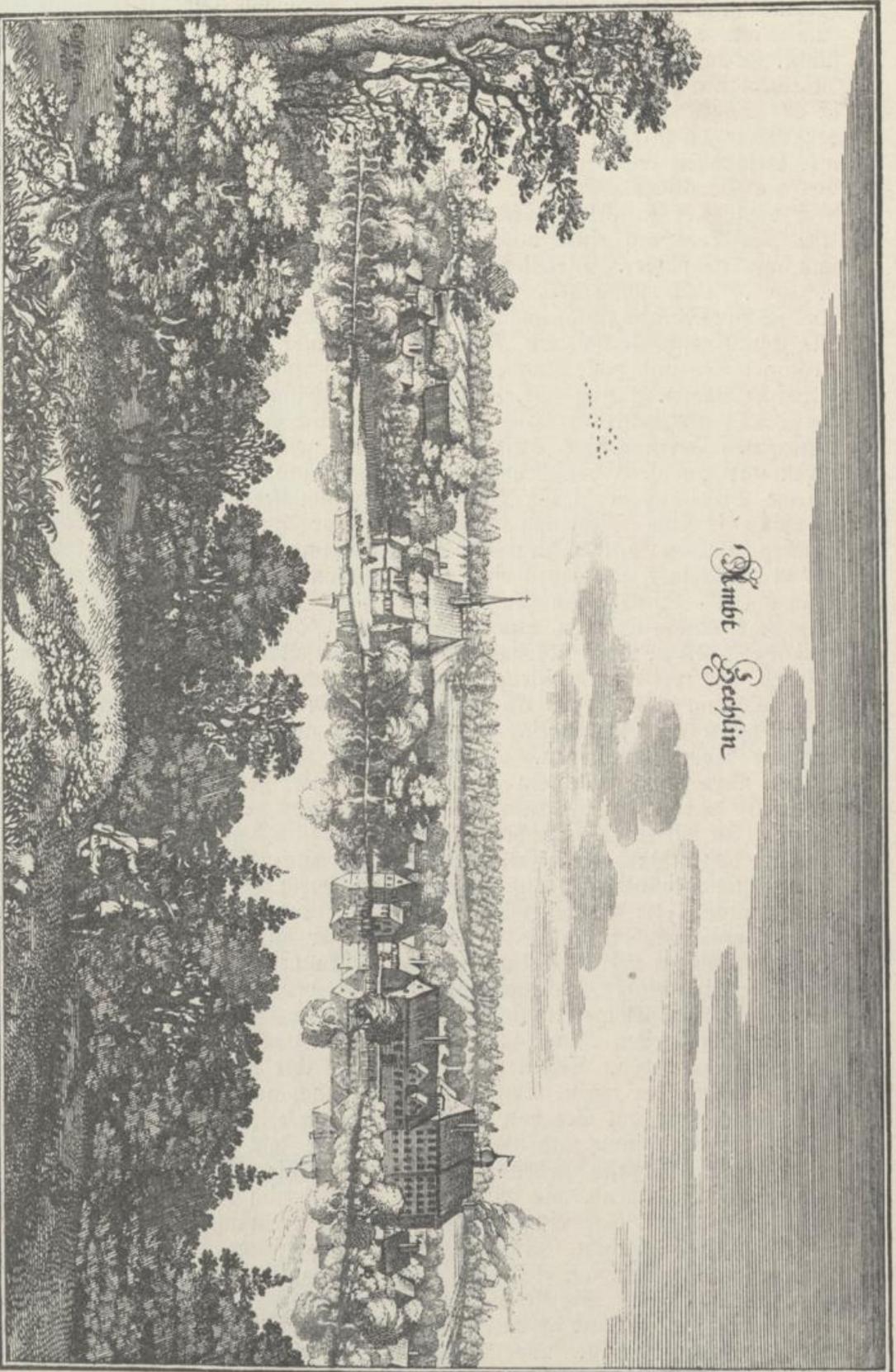
Durch die unlängst erfolgte Gründung des Vereins zur Förderung der Heimatforschung und des Heimatmuseums für die Prignitz ist das Museum in die Hände derer gelegt, für die es geschaffen wurde und ist so auch tatsächlich ein Allgemeingut geworden. Der Verein zählt heute, kaum 6 Monate nach seiner Gründung, schon über 350 Mitglieder. Zu diesen Mitgliedern zählen — wie im Gemeindebeschluß ausgesprochen wurde, „in Anerkennung des kulturellen Wertes, den das Museum für die Prignitz hat“ — zwei Gemeinden. Es sind dies die Gemeinden Dahlhausen und Kuhbier. Letztere Gemeinde ist außerdem in der Mitgliederliste mit 14 Einzelmitgliedern angeführt, ein Erfolg, der ihrem rührigen Pfleger zu danken ist. Den Pflegern fällt überhaupt eine besonders wichtige Aufgabe zu. Sie sind die Pioniere, die auch in den entlegenen Ortschaften, dort, wo das Interesse für den Museumsgedanken noch nicht wach geworden ist, dies Interesse wecken und verbreiten sollen, die es an anderen Orten durch ihre Arbeit und ihr Verständnis wachhalten und fördern können. Wie der Vorstand, so ist der Verband der Pflege auch aus allen Ständen zusammen gesetzt. Gerade die Pfleger sind eine Gewähr dafür, daß die ganze Prignitz mehr und mehr in Mitarbeit und freudigem Empfangen des Gebotenen teilnehmen wird an dem Werke, das zur Ehre der Heimat geschaffen ist. Möge dies Werk dazu dienen, daß sich ein einigendes Band um alle Stände der Prignitz schließt. Will doch jeder in seiner Art dem Heimatkreise und damit dem Vaterlande dienen.

Zechlin, eine Perle der Prignitz.

Abseits vom Verkehr liegt im Osten der Prignitz Zechlin, ein Ort, so reich an Naturschönheiten und Erinnerungen an die Vorzeit, wie kaum ein zweiter bei uns. Dünenformationen wechseln ab mit Seen, etwa 12 in der Umgegend Zechlins, ebenen Flächen und Wäldern. Ein Sonnenuntergang an dem Kleinen Zechliner See ist mit das Schönste, was die Natur unserer Heimat uns bieten kann. Wenn die Sonne hinter den Dünen, die den Weg vom Flecken nach dem Dorfe Zechlin begleiten, untergegangen ist, so färbt sich die Luft in den zartesten Tönen. Wolken und Wasser scheinen in durchsichtiges

zartes Licht getaucht, eine Märchenstimmung liegt über dem See. Der Flecken Zechlin spiegelt sich im Wasser wieder, das Rohr wiegt sich leise, ruhig zieht eine Möwe ihre Bahn, ein einsamer Taucher zeigt sich auf der klaren Wasserfläche. Dann teilt sich die Ruhe dem Menschen mit, man glaubt in einem Märchenlande zu sein, weit fort von unserer sogenannten sandigen Mark. Nur in der Nähe von größeren Gewässern ist eine solche durchleuchtete Farbigeit der Natur möglich. Zechlin ist wie geschaffen dazu, kranken Menschen Ruhe und Gesundheit wiederzugeben. Sein langjähriger Arzt hat auch deshalb am See ein Sanatorium errichtet. Ein neuer, absolut moderner Bau, fügt es sich doch vorzüglich in die eigenartige Landschaft Zechlins ein. Es erhebt sich am Ufer des Sees auf einer alten germanischen Wohnstätte. Neues und Uraltcs sind dort beieinander. Die Siedelung ist eine solche aus der Bronzezeit (ca. 1000 v. Chr.). Doch schon in der Steinzeit waren Menschen bei Zechlin sesshaft. Aus Zechlin selbst ist ein durchbohrtes Steinbeil, das Herr Hauptlehrer Bunnere-Kl.-Zechlin geschenkt hat, im Museum. Von einer Feuersteinwerkstätte am Gr. Zechliner See sind viele Funde vorhanden (geschenkt von Herrn Lehrer Martin Kausch-Lahme). Von Kl.-Zerlang ein Steinmeißel, von Herrn Franz Behnfeld geschenkt. So auch aus Zempow eine gut gearbeitete Pfeilspitze aus Stein, von Herrn Lehrer Schlüter in Babitz geschenkt. Auch aus der eigentlichen Germanenzeit, der Bronzezeit, ist die Stätte des Sanatoriums nicht die einzige Siedelung in diesem Bezirk. Am Wummsee und am Zooßen-See ist ebenfalls je eine Siedelung. Doch nicht nur Erinnerungen an Germanen, sondern auch an Wenden birgt der Boden der Umgegend Zechlins. Bei Repente*) am Gr. Zechliner See saßen einst die Nachkommen der Wendenfürsten. Ebenfalls am See befinden sich Pfahlbauten, die sich durch ihr Scherbenmaterial als wendisch bestimmen lassen, und manche sogen. „Dorfstelle“ ist in der wendischen Zeit (ca. 1100 n. Chr.) verödet. Auch Zechlin selbst hat wendische Besiedelung bezeugt, wie uns ein im Flecken gefundenes Schwert (Hiebmeßer) beweist, das dem Museum von Herrn Christian Ewald Vic.-Pl. Zechlin geschenkt wurde. Die Schanze am Zooßen-See erhebt sich steil aus dem Wasser, von 3 Seiten wird sie davon umschlossen. An der vierten Seite hat sie jetzt durch feuchte Wiesen Verbindung mit dem Festlande. In alter germanischer Zeit (ca. 1000 v. Chr.) war sicher alles sumpfiger Boden, durch den nur ein schmaler Pfad führte. An dieser zugänglichen Stelle befand sich damals ein breiter Graben und ein hoher Wall, die beide jetzt noch zu erkennen sind. Schöner urwüchsiger Baumbestand befindet sich auf der Schanze. Durch verständnisvolle Mitwirkung der Zechliner Forstbeamten wird er als Naturdenkmal geschont. In der Nähe des Zooßen befindet sich ein anderer See, der Himmelreichsee genannt. Ein stilleres Plätzchen von Weltabgeschiedenheit ist kaum denkbar. Scheu nur kommen die Rehe ans Wasser, das geringste Geräusch vergrämt sie. Kein Wasservogel nistet am See. Ewige feierliche Stille scheint dort zu herrschen. Das Wasser ist von einer breiten Moorfläche umgeben. Ein paar Erlensümpfe scheinen die Einsamkeit zu heben. Selten hängt eine Birke ihre Zweige über den See. Am Moore wächst der sogen. Sonnentau und manch andere seltene Sumpfpflanze. Eine Kiefer steht am See von einer solchen Stärke, wie man sie bei uns selten findet. Starke Bäume sind überhaupt in großer Zahl in der Zechliner Forst zu sehen. Am Wummsee stehen sie bis dicht an die Ufer des Sees, einen gewaltigen Dom bildend, wie ihn so groß und feierlich kein Mensch bauen kann. Vollkommen vom See eingeschlossen, bietet der Wummsee einen Anblick, den man nie wieder vergißt. Auf der weiten Wasserfläche befinden sich 2 Inseln, von denen eine dicht am Festlande liegt. Die zweite kleinere Insel erhebt sich inmitten des Sees. Sie ist mit nur einigen wenigen Bäumen bestanden, und man hat bei ihrem Anblick das Gefühl, daß sie eigentlich nur aus Versehen in den See gekommen ist. Die Zweige der Bäume hängen tief übers Wasser.

*) Opalinsky, Geschichtliches aus der Prignitz.



Zumbt Zechlin

Aussicht von Zechlin nach Merian.

Mit gütiger Einwilligung des Herrn Provinzial-Konferenters Prof. Dr. Goethe den Kunstzeichnern der Provinz Brandenburg (Carl Dippelgritz) entnommen.

Der Fischreier besucht den See, und auch der Fischadler ist hier zu Gaste. Die Tierwelt ist in zahlreichen Arten vertreten, Rohrdommeln, Wildenten und viele andere Wasservögel sind hier und auch am Gr. Zechliner und Tweren-See heimisch. Letzterer ist durch eine schmale, aber hohe Landbrücke vom Wummsee getrennt. Er gewährt einen ganz anderen Anblick als jener. Felder umgeben ihn auf 3 Seiten, und statt der Bäume spiegeln sich die Saaten in seinen Fluten. Auch er hat eine Insel mit einer wendischen Niederlassung. (Scherben geschenkt von Herrn Lehrer Martin Kausch-Lahme und Kammerherrn v. Stülpnagel-Lahme.) Am Wege vom Wummsee nach Zechlin trifft man die stärksten Lärchenbäume, die es wohl in der Prignitz gibt. Sie gewähren einen mächtigen Anblick. Einige Schneidemühlen in der Umgegend Zechlins beweisen, daß der Wald nicht nur einen idealen, sondern auch einen realen Wert hat. Früher wurde das meiste Holz benutzt, um als Feuerung in den Glashütten zu dienen. Die Zechliner Hütten waren berühmt durch ihre kunstvollen geschliffenen Gläser, während die Grüne Hütte nur gewöhnliches Glas herstellte. Die Hütten erlebten ihre Blütezeit unter Friedrich dem Großen. In eine noch frühere Zeit führt uns die beigegebene Abbildung von Zechlin. Sie zeigt einen Stich des berühmten Kupferstechers Merian*), der 1593 geboren wurde und auch von vielen Orten der Prignitz Ansichten herstellte. Der Hof der Kurprinzen von Brandenburg war damals im Sommer in Zechlin und brachte viel Leben in das früher so stille Dorf. Doch auch jetzt in der modernen Zeit herrscht ein frisches Leben im Flecken. Ein deutschnationaler Turnverein sorgt dafür, daß Kameradschaftlichkeit und körperliche Gewandheit gepflegt werden. Gern gedenke ich der Stunden, die ich mit Zechlins Turnern beim Kriegsspiel verbrachte. Ein Heil ihnen allen!

Ueberall spürt man ein Vorwärtsdrängen, das doch nicht leichtsinnig das gute Alte aufgibt. Eins nur fehlt zum Vorwärtskommen Zechlins, eine bessere Verbindung mit der übrigen Prignitz. Will man jetzt seine Naturschönheiten auffuchen, so muß man bis Buschhof fahren. Von dort ist es möglich, sich vom Zechliner Fuhrwerk abholen zu lassen. Ich bekam beim Gastwirt Herrn Raack einen offenen Omnibus für 8 Personen, für den Tag zu 12 Mark. Sicher aber gibt es auch noch mehr Fuhrwerk in Zechlin zu denselben Preisen. Jedem Prignitzer ist es zu raten, sich diesen Teil seiner Heimat anzusehen. Er wird eine unserer schönsten Gegenden kennen lernen.

*) Matthäus Merian der ältere, geb. 1593 zu Basel. Studierte die Kupferstecherei zu Zürich. Er gab eine Sammlung von Aufnahmen der verschiedensten Länder heraus, sogenannte Topographien, unter anderem auch von der Provinz Brandenburg und dabei auch von der Prignitz. Matthäus Merian starb 1650.

Vorbemerkungen zum Verständnis der Prignitzer funde aus vorgeschichtlicher Zeit.

1. Die ersten Menschen, die in der Prignitz wohnten, hatten als Waffen und Geräte nur solche von Stein und Knochen. Steinzeit nennt man deshalb diesen Abschnitt der Menschheitsgeschichte und rechnet ihn von der Besiedelung an bis um 2000 v. Chr. Von der Prignitz können wir als sicher annehmen, daß ihre ersten sesshaften Bewohner aus dem Norden (Dänemark, Schweden und von den deutschen Nordseeküsten) kamen (um 8000 v. Chr.). Vollkommen aufgeklärt sind die Wanderzüge der Völker aus dieser Zeit noch nicht. Gerade aus der Prignitz ist wenig bekannt, und die Mitarbeit aller Kreise unsrer Bevölkerung ist nötig, um Klarheit zu erlangen. Als die erste Völkerwanderung kann man das Einwandern dieser Stämme, die mit dem Gesamtamen der *Indogermanen* zu bezeichnen sind, betrachten. Diese Indogermanen blieben in unsrer Heimat bis zur Bronzezeit, etwa 1600 v. Chr., um dann wieder weiter zu wandern, dem Süden zu. Die späteren Griechen, Illyrier, Trafer usw. zweigen sich dann als Einzelstämme vom Indogermanenvolke ab. Hier in unsre Prignitz kamen neue Einwohner, wieder aus dem Norden, unsere Vorfahren, die *Germanen*. Auch über diese Zeiten ist noch viel aufzuhellen. Wenn auch in großen Umrissen die Wanderungen feststehen, so sind doch viele Einzelheiten unbekannt, und manches Ungenau bedarf der Berichtigung. Manche Kleinigkeit, die gefunden wird, kann Aufklärung verbreiten und einen hohen wissenschaftlichen Wert besitzen. Deshalb möchte ich besonders an alle Mitglieder unsres Vereins die Bitte richten, ja alles, auch Scherben und vieles wertlos scheinende aufzuheben und unserm Museum zuzusenden.

Der Steinzeit folgt dann ein Kulturabschnitt, der durch das erste Auftreten von Metallen gekennzeichnet ist. Diese Metalle waren Kupfer, in ganz geringen Mengen Gold und eine Metallmischung (Legierung) aus Kupfer und Zinn oder Zink, die *Bronze*. Jene Metallmischung war berufen, während 1½ Jahrtausenden das herrschende Material zu werden, aus dem vorzugsweise die Waffen und Geräte gefertigt wurden. Die Kenntnis von der Bearbeitung der Bronze kam aus dem Süden zu uns. In welchem Lande sie ihren Ursprung hatte, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Der Bronzezeit ging eine kurze Zeit voraus, in der man nur reines Kupfer verarbeitete. Man bearbeitete das Kupfer in kaltem Zustande durch Hämmern. Vielleicht kam man dann durch Zufall darauf, daß Kupfer sich leicht schmelzen und in beliebige Formen bringen ließ. Der Weg zum Gießen des Metalles war gefunden. Auch durch Zufall machte man dann wohl die Entdeckung, daß Kupfer durch Zusatz von Zinn oder Zink viel härter würde und dem Stein an Güte nichts nachgab, durch das Gießen in beliebige Formen sogar noch einen großen Vorteil gewährte.

Die Handfertigkeit unserer Vorfahren im Gießen und Verzieren der Bronzegegenstände war groß. Es zeigt sich an den gefundenen Bronzen ein Geschmac und ein feines Empfinden der Verzierungskunst, an dem es uns in mancher Beziehung heute mangelt. Die Arbeit und das Kunstempfinden der alten Völker, die bei uns ihre Heimat hatten und unsere Vorfahren waren, ist so, daß wir uns ihrer nicht zu schämen brauchen. Wenn auch in südlichen Gegenden die höchste Blüte des Volkes schneller erreicht wurde und Griechenland in so kurzer Zeit eine ganz außergewöhnliche Höhe erreichte, so ist doch dieses und manch

anderes Volk bald wieder versunken, während die Germanen in langsamer und stetiger Entwicklung fortschritten und heutigen Tages die germanischen Stämme die weltbeherrschenden sind. Man braucht da nur an Deutschland, England und Amerika zu denken. Kein Volk aber kann mehr werden, als in seiner Anlage enthalten ist, und die Wurzeln unserer Kraft und unseres Verdeganges sind schon in der Vorgeschichte, in der Bronzezeit zu sehen. Das alles ausführlich zu schildern, soll späteren Heften vorbehalten sein.

Ein sehr gutes Beispiel von germanischem Kunstempfinden geben uns die Bronzen von Butike. Welche schöne Form besitzen nicht die beiden Gefäße, und wie schwierig war doch ihre Herstellung! Fragen kann man sich auch, wo kam denn die Bronze her, die in unsrer Heimat benutzt wurde, und in welcher Form erhielten sie die Gießer? Auch darüber können unsere Funde uns Auskunft geben. Herr F i l t e r aus Silmersdorf schenkte dem Museum nebst einigen anderen Gegenständen auch einen halben Bronzebarren. Der Barren hatte die Form eines langen Brotes, dessen beide Enden etwas zugespitzt waren. In dieser Gestalt wurde die Bronze zu uns eingeführt und bei uns weiter verarbeitet. An dem halben Barren aber kann man auch sehen, daß nicht mehr Bronze geschmolzen wurde, als unbedingt nötig war, und die Leute unnütze Arbeit und Feuerung sparten. Wie aber war der Hergang beim Gießen der beiden Gefäße?

Man machte zuerst aus Ton einen Kern, der die Form erhielt, welche das fertige Gefäß später i n n e n haben sollte. Hierauf modellierte man das Gefäß aus Wachs um den Kern herum, indem man dem Wachsgefäß die Dicke gab, die man für das spätere Bronzegefäß wünschte. Bei unserem Bronzegefäß ist auch die Verzierung, die wie eine gedrehte Schnur aussieht, gleich in Wachs modelliert worden. Um das Wachsgefäß wurde nun vorsichtig ein Mantel aus Ton gelegt, der sich dem Wachs genau anpaßte.

War alles getrocknet, so wurde die ganze Form erwärmt, und das Wachs schmolz aus einigen Oeffnungen, die man im Mantel gelassen hatte, heraus. Da, wo sich früher das Wachs befand, war nun ein hohler Raum, den später beim Gießen des Gefäßes die Bronze anfüllte. Warum aber genügte zum Gießen nicht eine einzige Oeffnung im Mantel? so wird man sich fragen. Auch diese Frage ist sehr einfach zu beantworten. Es müssen verschiedene Oeffnungen sein, damit die Luft entweichen kann, die sich in der Form befindet, und beim Gießen durch die Bronzemasse verdrängt wird. Könnte die Luft nicht entweichen, so würde die Bronzemasse blasig, brüchig und schlecht werden. Auch solche fehlerhaften Stücke hat man manchmal gefunden. Sie entstehen meist dadurch, daß die Oeffnungen im Mantel, die man P f e i f e n nennt, weil die erhitzte Luft mit einem pfeisenden Geräusch entweicht, nicht groß genug waren und die Luft nicht schnell genug entweichen konnte. Man sieht aus der Beschreibung des Gießens, wie kompliziert diese Arbeit war, und man kann sich denken, welche Summe von geistiger Arbeit dazu gehört hat, ehe man die Gießerei auf diese Höhe brachte. Ohne die Erfindung unserer Ahnen wäre unser heutiges Leben einfach undenkbar, und man ersieht daraus, was wir der Vorzeit schuldig sind. Um das Gefäß zu erhalten, mußte man den Mantel aus Ton zerschlagen. Daher nennt man diese Art des Gießens: Das Gießen in der verlorenen Form.

Fertig aber war das Gefäß nun noch nicht. Man kann auf dem Bilde sehen, daß kleine senkrechte und wagerechte Punktreihen um das Gefäß laufen, und deren Herstellung ist noch zu beschreiben. Diese Punktreihen sind mit einem s p i t z e n Bronzewerkzeug, P u n z e genannt, in das Gefäß eingeschlagen. Man kann den Bronzen ganz genau ansehen, in welcher Art das gemacht worden ist. Das Gefäß ist ziemlich dünnwandig, und jede Vertiefung, die man außen einschlägt, mußte sich auf der Innenseite durch eine kleine Erhöhung kenntlich machen. Das ist aber n i c h t d e r F a l l. Also bleibt nur die Annahme übrig, daß das Bronzegefäß beim Einschlagen der Verzierungen über einen festen Gegenstand gelegt war, welcher verhinderte, daß sich auf der Innenwand eine Erhöhung bildete. Als das Nächstliegende, das zu verhindern, käme nur der

Tonkern in Betracht, der beim Gießen das Innere des Gefäßes ausfüllte. Die etwas erhabenen (erhöhten) kleinen Linien, die das Gefäß noch besitzt, sind schon in der Wachstform ausgeprägt gewesen und nicht nachträglich hergebracht worden.

In etwas anderer Art ging das Gießen der Lanzenspitze vor sich. Hier wurde um die aus Wachs geformte Lanze eine Tonform gemacht, die aus 2 Hälften bestand. Damit nun die beiden Hälften der Form genau aufeinander paßten, wurde die eine Hälfte am Rande mit Vertiefungen, die andere mit genau darin passenden Erhöhungen versehen, sodaß es dann unmöglich war, daß sich die Formen verschoben. Um die Höhlung in der Lanze, die Tülle zu erhalten, wurde ein spitzer Kern aus Ton oder Stein in die Form gefügt. Die Tonformen für Lanzen finden sich verhältnismäßig selten. Häufiger sind sie für solche Geräte aus Sandstein. Da wird dann die gewünschte Lanze in die Steinform hineingekratzt mit allen Verzierungen, die sie später haben soll. Auch die Sandsteinform besteht aus 2 Hälften und zeigt die Lanze vertieft. Auch der Steinkern, um den die Bronze fließt, und der nötig ist, um die Tülle zu erzeugen, ist vorhanden, ebenso die Vertiefungen und Erhöhungen der beiden Formenhälften, die das Auseinanderpassen ermöglichen sollen. Auch die sog. Pfeifen, die sich wie feine Röhren durch die Formen ziehen, und auch eine größere Röhre zum Eingießen der Bronze in die Form ist vorhanden. Diese eben beschriebene Art des Gießens nennt man den *Kastenguß*. Nun gibt es noch eine dritte Art des Bronzegusses, den *Herdguß*, der aber mit Funden, wo er angewendet wurde, beschrieben werden soll.

Die Wutiker Bronzen sind aus der 2.—3. Periode der Bronzezeit, d. h. um 1600—1200 v. Chr. *) Was versteht man nun unter der 2. und 3. Periode der Bronzezeit? Zur Erleichterung der Forschung hat der schwedische Forscher *Montelius* die gesamte Bronzezeit, die von 2000—500 v. Chr. reicht, in 6 Abschnitte oder Perioden eingeteilt. Die Gegenstände, die in den einzelnen Perioden gefunden werden, unterscheiden sich ziemlich deutlich voneinander. Nur selten sind sie so, daß sie wie bei den Wutiker Gefäßen sowohl in die 2. als auch in den Anfang der 3. Periode gehören können. Die Perioden-Einteilung ist nicht willkürlich, sondern ist geschehen auf Grund jahrelanger Forschung und genauer Vergleichung. Es ergibt sich danach für die Bronzezeit folgende Einteilung:

1. Abschnitt (1. Periode) von 2000—1600 v. Chr.

Am Anfang dieses Abschnitts bis etwa 1800 v. Chr. noch Verwendung von reinem Kupfer neben Steinwerkzeugen.

2. Abschnitt (2. Periode) von 1600—1400 v. Chr.

In diese Zeit fällt die Abwanderung der *Indogermanen* und die Einwanderung der *germanischen Stämme*.

3. Abschnitt (3. Periode) von 1400—1200 v. Chr.

4. Abschnitt (4. Periode) von 1200—1000 v. Chr.

5. Abschnitt (5. Periode) von 1000—800 v. Chr.

6. Abschnitt (6. Periode) von 800—500 v. Chr.

In diese Zeit fällt das erste Auftreten des *Eisens*, das im Anfange meist nur zu Schmuck verarbeitet wurde, genau so wie beim ersten Auftreten von Kupfer und Bronze auch diese Metalle.

Aus dieser Einteilung der Bronzezeit kann man sehen, daß die Steinzeit bis 2000 v. Chr. reicht, und daß von 500 v. Chr. an die Eisenzeit gerechnet wird.

Die Eisenzeit, in der wir eigentlich auch jetzt noch leben, teilt man wieder ein in die vorrömische Eisenzeit oder *Latène-Zeit* von 500 v. Chr. bis Christi

*) Inzwischen ist nach Angaben von Universitäts-Professor *Kosinna*-Berlin in Dänemark ein Fund gemacht worden, der es wahrscheinlich macht, daß auch unsere Bronzen nicht so alt sind und vielleicht in die 3.—5. Periode gehören, also 1400—800 v. Chr. Die Seltenheit und gute Arbeit der Gefäße sind aber trotzdem unerreicht und es bleibt alles sonst Gesagte zu Recht bestehen.

Geburt; ferner in die sogenannte römische Zeit von Christi Geburt bis 400 n. Chr. und dann in die sogen. Völkerwanderungszeit, die bei uns nur noch sehr schwache germanische Besiedelung sah, etwa von 400—500 n. Chr. In unsrer Heimat haben wir statt dessen von 500 n. Chr. an von einer slavischen (wendischen) Zeit zu reden, der erst mit dem Eindringen der germanischen Stämme unter den askanischen Markgrafen ein Ende gesetzt wurde (um 1100—1200 n. Chr.).

Doch zurück zu unsern Butiker Bronzegefäßen. Die Gefäße sind von der sogen. nordischen Arbeit und bis jetzt die beiden einzigen bekannten Gefäße dieser Art. Nordische Arbeit, d. h. sie sind entweder in Schweden, Dänemark oder bei uns in der Prignitz an Ort und Stelle gemacht worden. Um genau zu entscheiden, wo sie gemacht worden sind, bedarf es weiteren Materials. Bis jetzt ist es zu wenig. Ueber die älteste und ältere Bronzezeit der Prignitz wissen wir noch so gut wie gar nichts. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß die Gefäße in unserer Heimat hergestellt worden sind, denn wären sie aus Dänemark oder Schweden, so müßten sich dort schon ähnliche Gefäße gefunden haben. Trotzdem man aber die dortige Bronzezeit sehr genau kennt, fehlen sie daselbst. Die beiden Gefäße wurden in sehr viele kleine und kleinste Stücke zerbrochen eingeliefert. Der Dampfsprung hatte sie zerstört. Möglich ist es, daß sich bei einer Nachgrabung noch einzelne Scherben finden. Die vorhandenen Stücke sind alle aneinandergesetzt und geben, trotzdem so viele fehlen, ein gutes Bild von der einstigen Schönheit der Gefäße.

Dem Besitzer, unserm Mitgliede Herrn v. Platen auf Butike, aber sind wir für sein für unsere heimische Vorgeschichte so außerordentlich wertvolles Geschenk, das er dem Museum schon vor der Gründung des Vereins überwies, zu großem Danke verpflichtet. Hervorheben möchte ich auch die große Sorgfalt, mit der er alle erreichbaren Scherben aufheben und sammeln ließ.

2. In einen andern Abschnitt der Bronzezeit führt uns das Tongefäß aus einem Grabe von Blandikow—Liebental.

Das Urnengräberfeld war seinerzeit durch Vermittelung des früheren Liebentaler Lehrers, Herrn Wolff, dem Museum von Herrn Wilhelm Haack, Blandikow, geschenkt worden. Wir gruben im ganzen gegen 50 Gräber auf, die alle noch später beschrieben werden sollen. Auch nachdem das Gelände in den Besitz unseres Mitgliedes Herrn Rittergutsbesitzer Eggert-Liebental gelangt war, wurden die Ausgrabungen fortgesetzt, leider aber nichts mehr zu Tage gefördert. Den beiden Herren gebührt auch an dieser Stelle der Dank des Museums für ihre Schenkung und Förderung unserer Arbeit.

Zwei von den Gräbern besaßen nun einen Gewölbebau, wie er nachstehend beschrieben ist, und den man ein falsches Gewölbe nennt. Bis jetzt sind diese Blandikower Gräber, außer dem Seddiner Königsgrab, das ein viel größerer Bau ist, die einzigen, die in dieser Form aus der Prignitz bekannt sind.

Die eine Urne weist Anklänge an die Lausitzer Kultur auf. Das soll in folgendem erklärt werden. In der Lausitz, der Neumark, einigen Teilen Sachsens und Schlesiens findet sich die Hinterlassenschaft eines Volkes, das einen ganz besonders ausgeprägten Geschmack aufweist. Vor allem im Verzieren der Tongefäße tritt er zutage. Eine der häufigsten Verzierungsformen ist das Aufsetzen oder Herausdrücken von Buckeln aus der Wand des Gefäßes. Diese Art der Verzierung zeigt nun das eine Blandikower Gefäß, und wir können hier von einer Geschmacksübertragung sprechen, die wahrscheinlich durch Handelsbeziehungen verursacht ist. Interesse wird es wohl auch erregen, wie nun solch Tongefäß zum Unterschiede von den Bronzegefäßen hergestellt ist. Auch hierüber können die Ausgrabungen Aufschluß geben. Manchmal zerbrachen die Gefäße so, daß man an den Scherben genau den Aufbau der Urne sehen kann. Da zeigt sich dann folgende Herstellungsart. Man formte zuerst den Boden des Gefäßes, hierauf einen Teil der Wandung, setzte ihn auf den Boden auf und verstrich beides gut. Dann wurde wieder ein Teil der Wandung geformt, auf-

gesetzt und verstrichen und so fort, bis der Topf die gewünschte Höhe erreichte. Später kratzte man mit einem Hölzchen oder dem Fingernagel in den feuchten Topf die Verzierungen und stellte das Gefäß zum Brennen an ein offenes Feuer. Es zeigen sich an vielen Töpfen hellere und dunklere Flecken, die das Brennen am offenen Feuer bezeugen. Immer sind dem Ton der Gefäße kleine Steinchen beigemischt, die das Reitzen der Töpfe beim Brennen verhüteten. Manche Urnen sind so schlecht gebrannt, daß sie fast ganz zergangen sind oder doch gleich beim Herausnehmen in viele Stücke zerfallen. Trotzdem aber können alle die Stücke wieder zu ganzen Töpfen zusammengesetzt werden. Im Museum sind manche Gefäße aus 200 und mehr Stücken zusammengesetzt, und deshalb möchte ich an alle Brignitzer die dringende Mahnung richten, auch solche zerfallenen Töpfe aufzuheben, die Scherben zu sammeln und sie mir mit den Knochen ins Museum zu schicken. Aus manchen Knochen nämlich kann man feststellen, ob ein Mann, eine Frau oder ein Kind in der Urne begraben war; sie enthalten nämlich die verbrannten Knochen der Toten. Auch die Plätze, auf denen sie verbrannt wurden, fanden sich in Blandikow.

Das Verbrennen ging in folgender Weise vor sich. Der Tote wurde auf einen aus Holz aufgeschichteten Scheiterhaufen mit seinen Kleidern getan, der Scheiterhaufen angezündet, und dann später die verbrannten Knochen aus der Kohle aufgelesen und in die Urnen getan. Bei einzelnen kam dann noch etwas Schmuck, Arm-, oder Fingerringe in die Urne. Der Scheiterhaufen in Blandikow war 2 m lang, 1 m breit und von ovaler (eiförmiger) Gestalt. Man findet ihn als eine deutliche schwarze Mulde in hellem Sande. Rings um den schwarzen muldenförmigen Brandplatz war noch etwa 1 m weiter hin das Erdreich verbrannt und von der großen Hitze etwas zusammengeschmolzen, d. h. der Sand bildete hier eine viel härtere Masse als sonst. Der eine der drei Brandplätze aber war rund, von $1\frac{1}{4}$ m Durchmesser, sonst wie die andern gestaltet. Hier sind wahrscheinlich die Kinder der Blandikower Germanen verbrannt worden.

Es ist bei solchen Untersuchungen so viel zu berücksichtigen und aufzuklären, daß ich bitten möchte, mich auch von solch schwarzen Stellen im Acker zu benachrichtigen, sie nicht selbst aufzugraben, sondern damit zu warten, bis es die Feldbestellung und meine Zeit zuläßt, daß ich hinkommen und sie untersuchen kann. Der Blandikower Friedhof gehört ins Ende des fünften und in den Anfang des sechsten Abschnitts der Bronzezeit, also etwa 900—700 v. Chr. Eisen aber fand sich auf dem ganzen Friedhose nicht. Bemerkenswert ist auch, daß die Töpferei von den Frauen besorgt wurde. Aus den Fingereindrücken, welche sich an den Gefäßen finden, kann man nur auf Frauenhände schließen.

Indem ich nochmals allen denen danke, die unser Museum fördern halfen, spreche ich gleichzeitig die Hoffnung aus, daß es mir möglich sein wird, nach und nach alle Museumsgegenstände zu beschreiben und abzubilden, trotz der sehr bedeutenden Kosten, die die Abbildungen verursachen.

Paul Quente.

